

(Antipendien), 10) bewegliche Bilder. In besonderen Colonnen wäre der Zustand, die Herkunft und sonst Bemerkenswerthes anzuführen. Der Act ist stets in ein zu diesem besondern Zwecke angelegtes Buch, welches im Pfarrarchive beruht, einzutragen und Abschrift davon von einem Mitgliede des Fabrikrathes zu bewahren. Solche durchlaufende Inventarien, wie ich deren noch manche in Pfarrarchiven vorgefunden habe, sind zugleich als geschichtliche Documente von hohem Interesse.

Ich habe oben im Eingange den Küster als den untersten Diener der Kirche bezeichnet. Darum ist er aber nicht minder achtungswerth, wenn er seine, gewiß nicht unwichtigen Berufspflichten recht getreulich erfüllt. Und noch Viele geben durch ihr Wirken zu erkennen, daß sie jene Pflichten vor Augen haben, daß sie eingedenk sind, wie es ihnen besonders obliegt, durch ihr ganzes Verhalten ihre Ehrfurcht vor dem Heiligen an Tag zu legen und den Besuchern der Kirche ein gutes Beispiel zu geben, daß, mit Einem Worte, ihr Herz an ihrer Kirche hängt. Die Sorge für das Haus Gottes ist auch gewiß das beste Mittel, dessen Segen auf das eigene Haus herabzuziehen.

Die Umgebungen der Kirche.

Schon die Würde des Gotteshauses erfordert, daß es von einem freien, gefriedeten Raume umgeben, dem Getümmel der Straße möglichst entrückt sei. Man wird auch selten eine ältere Kirche finden, welcher dieses Erforderniß abginge; in England, wo alle Traditionen lebendiger geblieben sind, erachtet man dasselbe immer noch für so wesentlich und obligatorisch, daß die Ausnahmen, selbst bei protestantischen Kirchen, überaus selten vorkommen. So lange und in wie fern der Platz um die Kirche die Begräbnißstätte der Gläubigen war, ergab sich die Befriedung von selbst; jetzt muß zu diesem Zwecke besondere Vorkehr getroffen werden. Das Freistellen der Kirchen ist aber nicht so zu verstehen, wie es leider an gar vielen Orten verstanden wird, daß man Alles, was nicht einen integrierenden Theil derselben bildet, wie angebaute Capellen und namentlich Kreuzgänge, niederreißt, um Spaziergänge rings herum anzulegen. Im Gegentheile sollten derartige Anbauten auf das sorgfältigste erhalten werden. Es ist ein ziemlich allgemeines Vorurtheil, daß eine schöne Kirche sich am besten

ausnehme, wenn sie auf einer ganz ebenen Fläche emporsteige und vom Fuße bis zum Scheitel allerwärts sichtbar sei. Die Alten dachten nicht so, und auch hierin hatten sie ganz gewiß Recht, wenigstens soweit es sich um Monumente von colossalen Dimensionen handelt. Um Größen und Höhen zu messen, bedarf man eines Maßstabes und zwar eines solchen, wie er im gewöhnlichen Leben üblich ist. Deshalb erscheint z. B. die Peterskirche in Rom wahrhaft klein im Verhältnisse zu den ungeheuern Mitteln, welche darauf gewendet sind, weil Alles rings umher und an ihr nach einem und demselben großen Maßstabe angelegt ist; es ist, als ob man durch ein Vergrößerungsglas schaue und man könnte wohl auf den Gedanken kommen, daß man selbst über Nacht mitgewachsen wäre, wenn man Alles rings umher mit 2 oder 3 multiplicirt sieht. Eine Cathedrale soll auch kein Schaustück sein, keine Prachtschüssel, wenigstens zunächst soll sie das nicht sein; eine Cathedrale soll das Bild des Pelikans unter seinen Jungen darbieten, sie soll als eine Mutter erscheinen, um welche sich die Kinder des verschiedensten Alters und Wuchses drängen, und zwar in freier Unwillkürlichkeit, in malerischer Unordnung, nicht in commandirter Wachtparaden-Symmetrie.

Ein Dom ist nicht das Werk eines Jahrzehents oder einer Generation, sondern ein Werk der Jahrhunderte, deren Niederschlag sich gleichsam schichtenweise zu seinen Füßen ablagert und eine Art Rilmesser für seine Vergangenheit bildet. Alles, was einem Monumente — und zwar gilt dies auch von Monumenten untergeordneter Art — dieses historische Gepräge zu rauben geeignet ist, muß, soweit nicht die äußerste Noth dazu drängt, von demselben ferne gehalten werden.

Nicht bloß die Dome, auch alle Kloster- und Stiftskirchen waren mit ihren Umgebungen und Appertinenzien durch Thore von der übrigen Stadt abgeschlossen; die Meisten derselben sind den Verschönerungscommissionen zum Opfer gefallen. Fand doch selbst jenes weltgeschichtliche Thor, durch welches so viele Kaiser und Könige in das Münster Karls des Großen gezogen sind, keine Gnade vor den Augen eines aufgeklärten Philisteriums, während in Cöln das Stadtbauamt sich den technischen Ausdruck: „Freistellen der Kirchen“ gebildet hat, um damit alle die Zerstörungen in deren Nähe gewissermaßen als einen Act der Freisinnigkeit und also des „Fortschrittes“ desto populärer erscheinen zu lassen. In der Regel erfolgen solche „Freistellungen“ nicht einmal, um Pappeln oder Kugelakazien an die Stelle von Kreuzgängen und Capellen treten zu lassen, sondern um den Boden durch die Anlage von Privatwohnungen möglichst rentbar zu machen. Leider gehen in dieser Hinsicht die Kirchenvorstände mit den Stadtmagistraten nicht selten Hand in Hand; kommt es doch sogar vor, daß Crypten,

über welchen der Hauptaltar sich erhebt, als Waarenmagazine oder Weinkeller vermiethet werden! Eine solche Wirthschaftlichkeit dürfte schwerlich Segen bringen oder Opferwilligkeit in der Gemeinde zu wecken geeignet sein. Die Geldspeculation muß ihre Gränze finden, wo die geweihte Erde anfängt. Um diese Gränze desto schärfer zu bezeichnen, ist es räthlich, durch Kreuze, Stationen, einen sogen. Calvarienberg, eine monumentale Laterne und dergleichen mehr förmlich Besitz von dem betreffenden Grund und Boden für die Andacht zu ergreifen. Solche Symbole sind zugleich die besten Mahntafeln gegen jeglichen Unfug in der Nähe der Kirchen. Sie dienen aber auch noch zur Förderung eines anderen Zweckes, über welchen ein paar Worte gestattet sein mögen, wenngleich dieselben den Gegenstand dieses Abschnittes nicht unmittelbar berühren.

Es war eines der Symptome jenes Aufklärungsfiebers, welches mit den Febronianischen, Josephinischen, Wessenbergischen u. s. w. Bestrebungen in engster Wechselbeziehung stand und welches — Gott Lob! — zur Zeit, in Deutschland wenigstens, sich nur noch hier und dort einmal in leisen Anflügen kundgibt, daß man allen Gottesdienst und alle Andacht auf das Innere der Kirche, und zwar wo möglich der Pfarrkirche, einzuschränken suchte. Die Stationen, die Heiligenhäuschen, ganz insbesondere aber die Gnaden- und Wallfahrtsörter wurden mit einer Art von Interdict belegt; alle Mittel bot man auf, um dem Volke diese Gattung von Andachtsübungen abzusperren oder doch möglichst zu verleiden; selbst die Hülfe der Polizei ward zu diesem Zwecke willkommen geheißen. Nicht wenige Pastoren betrachteten es förmlich als einen Eingriff in ihr Monopol, wenn Pfarreingesessene es sich begeben ließen, anderswo als in der Pfarrkirche — die noch dazu vielleicht den größten Theil des Tages über verschlossen gehalten ward — zu beten oder zu singen, Gott zu preisen und die Fürbitte seiner Heiligen anzurufen. Natürlich unterließ man nicht, in möglichst grellen Farben die Ungebühr darzustellen, die bei den Wallfahrten vorzukommen pflege und zugleich auf die kostbare Zeit hinzuweisen so wie auf das Geld, welches sie dem Landbaue oder dem Gewerbe entzögen. Was den Unfug betrifft, der hier und da allerdings im Gefolge der Wallfahrten sich einstellen mag, so wurzelt derselbe grade hauptsächlich in dem Widerstreben der Seelsorger, die Leitung solcher Andachtsübungen in die Hand zu nehmen und durch Belehrung sowohl als persönlichen Einfluß ihnen Maaß und Ziel vorzuzeichnen. Die nationalökonomisch-philanthropischen Ermahnungen aber wären jedenfalls zweckmäßiger an die reiche und vornehme Welt zu adressiren, welche ein Gewerbe aus dem Müßiggange macht, die zwar nicht nach den Gnadenorten, dafür aber zu den Spielhöllen und in die Hauptstädte pilgert, um sich ökonomisch und moralisch zu ruinieren. Man

sollte Gott auf den Knieen dafür danken, wenn das Volk noch seine Freude und Erholung darin findet, die Gnadenbilder und die Kreuze aufzusuchen, wenn es unter freiem Himmel im Gebete sich über die Noth der Erde zu erheben sucht und man sollte wahrlich Alles anbieten, um solchen Herzensdrang zugleich zu wecken und zu regeln. So richte man denn die hinfinkenden Kreuze wieder auf, welche an den Wegen und von den Bergeshöhen herab den Christusglauben verkünden und in seinem Namen gleichsam Besitz von der Natur nehmen; man stelle die Capellen her, welche in der Einsamkeit verlassen trauern und mache sie wieder zum Zielpunkt der frommen Wanderungen der Umwohner; zugleich Sorge man denn auch dafür, daß die Mißbräuche und Auswüchse ferne gehalten werden, von welchen Alles, was Menschen thun und streben, auch das Edelste nicht ausgenommen, stets bedroht ist.

Es gilt hier zugleich, ein Feld wieder anzubauen, auf welchem die christliche Kunst die schönsten Blüthen und Früchte getragen hat; hier, und nur hier eröffnet sich der Weg, auf welchem dieselbe wieder in das Volksleben zurückkehren kann. Keine andere als die religiöse Kunst entspricht dem Instincte der Massen, der glücklicherweise nicht so leicht in die Irre zu führen ist, oder doch schneller seinen Schwerpunkt wieder findet, wie der reflectirende Verstand der höheren Classen. Der kunstbildende Trieb im Volke bedarf nur der Nahrung, um von der Erstarrung, in welcher er darniederliegt, zu neuem Leben zu erwachen. Wie die Lieder und die Märchen, so entquollen auch die Kunstgebilde dem Herzen des Volkes; die großen Meister des 14. und 15. Jahrhunderts sind gleichsam nur die Gipfelpunkte weitverzweigter Höhenzüge und Hügelketten, welche die Ferne unserem Auge entzieht. Wer Gelegenheit hatte, die von Rambour in Italien gesammelten Votivbilder zu sehen, welche er in den unscheinbarsten Kirchen und Heilighäusern noch vorgefunden, wird sich davon überzeugt haben, wie die Kunst damals mitten im Leben stand und in den Hütten eifriger und erfolgreicher gepflegt ward, als dermalen in den Palästen. In einigen Landstrichen, wie z. B. den Tyroler und Bayerischen Hochgebirgen, dem Schwarzwalde, wo der academische Mehlthau noch nicht alles Wachsthum ertödtet hat, blüht diese Volkskunst in den Bildschnitzern noch fort, trotz aller Ungunst der Zeitverhältnisse und aller Verkehrtheit der herrschenden Geschmacksrichtung. Ja, allwärts tauchen ab und zu aus den untersten Schichten Naturen von hohem Berufe auf, welche, wie die Sachen jetzt stehen, entweder aus Mangel an Nahrung verkümmern und als sogen. Tausendkünstler, oder aber, falls irgend ein Mäcen sich ihrer annimmt, in der höheren academischen Carrière und den unwirthlichen Regionen der Abstraction Saft und Kraft, überhaupt alle Eigenthümlichkeit einbüßen. Für

solche Naturen wird sich auf dem angedeuteten Wege ein entsprechender Wirkungskreis ergeben und damit auch die Kunst wieder in nähere Beziehung zum Handwerke treten, was ihre Gesundheit wesentlich bedingt. Empfangend und gebend wird solchergestalt das Volk der ächten Kunst in seiner Mitte wieder eine Stätte bereiten und, wie in allen wahrhaft classischen Perioden, dieselbe seines innersten Lebens theilhaftig machen, während die Kunst hinwiederum seine Vorstellungen läutert und verklärt. Wenn man an den Wänden der Bürger- und selbst der Bauerstuben umher sieht und die elenden, meist frivolen Lithographien gewahrt, womit die Colportage, oder die wässerig-eleganten Nietenblätter, womit die Kunstvereine das Land heimsuchen, so wird man bei einigem Nachdenken sich nicht verhehlen können, wie dringend es noth thut, daß wieder eine andere Kost bereitet wird, um das ästhetische Bedürfniß des Volkes zu befriedigen. Die schlechten Bilder wirken kaum weniger auflösend und verderblich, als die schlechten Schriften; insofern sind erstere sogar noch gefährlicher, als sie sich dem Auge unausgesetzt darbieten und unmerklich von Minute zu Minute die Phantasie untergraben und vergiften. Der in Düsseldorf bestehende Bilderverein hat auf diesem Gebiete sich bereits ein hohes Verdienst erworben; es wäre indeß zu wünschen, daß er weiter greifen könnte, oder daß seine Bestrebungen von anderswoher ergänzt würden. So sollte man z. B. auch Bilder von größerem Umfange, welche sich zu Zimmerverzierungen eignen, zu verbreiten suchen und bei deren Auswahl mehr auf feste Kraft als auf einschmeichelnde Glätte sehen. Die wahrhaft volksthümlichen Zeichnungen eines M. Schön, Dürer, Cranach, Holbein, Behaim, insbesondere die körnigen Holzschnitte dieser und anderer ihnen verwandter Meister würden sich zu Ausgangspunkten vorzugsweise eignen, wie man denn überhaupt die Wiederauflage solcher Werke und ihre Vervielfältigung sich sollte angelegen sein lassen. *) Das noch unverdorbene Volk bedarf einfacher, derber Nahrung, wo möglich gewürzt mit dem Salze des Humors; was man ihm

*) Als Muster kann in dieser Hinsicht das von Hugo Bürkner neu herausgegebene Holbein'sche Alte Testament mit einer Einleitung von D. F. Sogmann (Leipzig, G. Wigand 1850) empfohlen werden, ganz besonders aber das Prachtwerk von Rudolph Weigel: „Holzschnitte berühmter Meister“ (Leipzig 1851—1854, im Verlag des Herausgebers), welches in seiner Art einzig dasteht und eine wahre Bildungsschule für Künstler wie für Liebhaber ist. Die Copien der so ausgezeichnet schönen Bilder lassen kaum etwas zu wünschen übrig. Man sieht hier so recht, wie geringer Mittel ein ächter Künstler bedarf. Heutzutage glaubt man die Schönheit durch die Technik erzwingen zu können; der Erfolg ist aber durchgängig, daß, je höher man letztere steigert, die Schönheit um so mehr schwindet. Jede Technik hat ihre natürlichen Gränzen, deren Ueberschreiten die Kunst sofort in Künstelei ausarten und verdorren macht: man soll auf der Violine nicht Flöte spielen wollen.

bietet, sei eher allzueckigt als allzuglatt; nichts aber ist ihm antipathischer als das Kopfhängerische, Elegische, Süßliche — und zwar zu allem Glücke.

Wir kehren nach dieser Digression zur näheren Umgebung der Kirche zurück. Die enge Beziehung, in welcher das Pfarrhaus und die Schule zu derselben und zu einander stehen, soll sich schon in der äußeren räumlichen Anordnung zu erkennen geben, so wie nicht minder in dem stylistischen Charakter dieser Bauwerke. Alles was auf den besonderen Zweck der Kirche und die daraus hervorgehende Construction Bezug hat, muß natürlich vermieden werden. So wäre es z. B. durchaus verkehrt, spitzbogige Fenster an einem Pfarrhause anzubringen, denen kein Gewölbe im Innern entspricht, oder ein Portal, statt einer Hausthüre, oder die Schornsteine zu verstecken, um nicht an die Küche zu erinnern; allein auf der andern Seite muß und kann die Wohnung des Pfarrers sich doch in ihrer ganzen Physiognomie von der eines Wirthes, Specereihändlers oder Rentiers unterscheiden. Im Mittelalter ging durch die gesammte Profanarchitektur ein gewisser kirchlicher Anflang, wie denn überhaupt alle Schöpfungen dieser Periode nach der Kirche hingravitirten, ohne doch deshalb ihre Individualität irgendwie einzubüßen. *) Darum wird, bei verständiger Auswahl, schon das bloße Anschließen an mittelalterliche Civilbauten zur Erreichung des in Rede stehenden Zweckes genügen, sofern man dabei nur noch das heutige Bedürfnis im Allgemeinen und das specielle des Pfarrers berücksichtigt. Es versteht sich, daß der bedeutungsvolle Schmuck, wodurch jede Wohnung eines Christen im Mittelalter sich sofort als solche zu erkennen gab — ich meine die Heiligen-, Madonnen- und Christusbilder oder frommen Sprüche an den Facaden — hier niemals fehlen dürfen. Das Haus sei das zweite Kleid, welches wenigstens bei dem Priester Zeugnis giebt von seinem Berufe und seiner Würde. Die gewöhnlichen Wohnungen sind förmlich zur Waare geworden; sie bergen keinen Familienheerd mehr, an ihnen haften keine Traditionen; man zieht aus und ein wie aus einem Waggon oder Dampfboote; eine Anzahl Personen, welche sich sehr häufig nicht einmal

*) Nachdem man lange die sämmtlichen künstlerischen Productionen des Mittelalters als barbarisch verschrien hat, geben jetzt selbst die störrischsten Gräcomanen zu, daß dieselben, namentlich die mittelalterliche Architektur, zu kirchlichen Zwecken sich doch ganz wohl eigne. In gleicher Weise wird das zur Zeit hinsichtlich der gothischen Profanarchitektur noch allgemein herrschende Vorurtheil schwinden. Die Publicationen eines Parker, de Verneilh und Verdier haben in dieser Beziehung schon gewaltig Bahn gebrochen, insbesondere das noch im Erscheinen begriffene Werk des Letzteren: „Architecture civile du moyen âge et de la Renaissance (Paris. V. Didron.), dessen treffliche Abbildungen so zu sagen alle Worte überflüssig machen. Unsere Zeit wird vielleicht einmal als Periode des Schuppenbaues eine gewisse Anerkennung bei der Nachwelt finden, jedenfalls sind die Paläste so wenig ihre starke Seite, als die Kirchen.

einander von Gesicht kennen, theilen sich in die verschiedenen Räume, heute so, morgen anders; es ist daher auch recht und billig, wenn die ganze Flachheit und Charakterlosigkeit des modernen Industrialismus, der in diesen Verhältnissen seine schönsten Triumphe feiert, sich allerwärts an den Wänden abspiegeln und keinen Gedanken an irgend etwas Höheres aufkommen lassen. Um so entschiedener aber muß man sich von der anderen Seite gegen diesen Flugsand stemmen und das Traditionelle, Verharrende betonen; je mechanischer die Welt sich gestaltet, desto prägnanter wird die Kirche sich als ein in sich abgeschlossener Organismus geltend zu machen haben, in That und Wort, in Wissenschaft und Kunst.

Das Pfarrhaus, die Küster- und Lehrer-Wohnungen und das Schulhaus können unter sich und mit der in einiger Entfernung liegenden Kirche zu einer höchst malerischen Gruppe verbunden werden, ohne daß ein besonderer Aufwand von Kunst und Geld dazu erforderlich ist. Wie die Sachen zur Zeit stehen, kommt der Schulbau meist am schlechtesten weg. Hier kann sich das bürokratische Chablonenwesen so recht in aller Behaglichkeit breit machen. Der Communalbaumeister und sein Vorgesetzter haben da keine hemmenden Rücksichten auf Traditionen und Gebräuche, Pfarrer und Curie zu nehmen; Ersterer darf daher seinen Flug so hoch richten, als seine Schwingen ihn nur immer tragen mögen, bis hinauf zu den lichten Regionen des neuesten Eisenbahnstyles. Da indeß meist die zu verbauende Summe des „Schweißes der Edlen“ nicht werth ist, so schlägt die Sache der Regel nach in das Gegentheil um; für Bauern und Schulungen, denkt man, sei auch das Schlechteste gut und schön genug, wenn man es nur hübsch weiß übertünche, und so ruinirt man denn die betreffenden Gemeinden doppelt und mehrfach, indem sie außer dem Neubau auch noch alle paar Jahre einen Restaurationsbau zu tragen bekommen, ganz abgesehen von den Processen, die sich an derartige Unternehmungen zu knüpfen pflegen. Dazu noch das System der Vergantung der einzelnen Arbeiten und Lieferungen an den Mindestfordernden in Verbindung mit dem Brodneide und den localen Rivalitäten und endlich die Bildungsstufe der Handwerker auf dem Lande!

Die tieferen Gründe dieses traurigen Zustandes sind freilich so leicht nicht zu beseitigen; die nachfolgenden praktischen Winke wollen denn auch lediglich in Betreff des einen oder anderen Punktes auf die Möglichkeit einer Abhülfe hindeuten.

Eine Gemeinde soll in solchem Falle sich nach der Decke strecken, und zwar nach ihrer Decke. Ist z. B. der Holzbau in ihr herkömmlich und billiger, so baue sie auch ihr Schulhaus von Holz und zwar in dem üblichen bauerlichen Style, ungekünstelt und ungeschminkt. Was sich aus einem

solchen traditionellen Style machen läßt, wie er, bei richtiger Auffassung und Behandlung, selbst den Anforderungen des Luxus zu entsprechen vermag, zeigen u. A. die Wartesäle der badischen Eisenbahn, welche Eisenlohr nach Anleitung der Holzbauten des Schwarzwaldes entworfen hat und die einmal eine ehrenwerthe Ausnahme von den Productionen des herrschenden Kunst-Industrialismus bilden. Das Festhalten an der hergebrachten Art und Weise bietet insbesondere den Vorzug dar, daß die Arbeiter des Ortes darauf eingeschult sind, daß das Material der Form entspricht und daß alle Puscherei leichter entdeckt wird. Die stumpfen Abklatsche von „Musterschulhäusern“ nach academischen Vorlegeblättern, mit ihren verwässerten antiken Reminiscenzen, wie sie sich bereits in so vielen Flecken und Dörfern breit machen, möchten allenfalls noch in einer Stadt bei einer gewissen Classe von „Gebildeten“ Anklang finden; der gemeine Mann aber, der in der Regel den Sinn für Wahrheit und Aechtheit besser zu bewahren gewußt hat, wird sich mit den Masken schwer vertragen lernen und die Schulsjugend sich nie heimisch darin finden. Man belasse die zierlich staffirten, parfümirten Bildchen dem Papiere, für welches sie offenbar auch nur gedacht und gezeichnet sind.

Wie ein solcher Bau auf der einen Seite sich nach den örtlichen Verhältnissen zu richten hat, so muß andererseits seine Erscheinung auch stets zugleich seine besondere Zweckbestimmung zu erkennen geben.

Zunächst wird die Schule durch irgend ein christliches Symbol auf dasjenige hinweisen, was die Aue ihres Wirkens bildet oder doch bilden sollte, gleichsam ein Glaubensbekenntniß ablegen. Ich weiß es sehr wohl, man liebt solche „Demonstrationen“ nicht; Diejenigen, welche immer von der „Gottesverehrung im stillen Kämmerlein“ sprechen, die sich vom Besuche der Kirche und dem Empfange der h. Sacramente dispensiren, weil Gott ja nur im Geiste angebetet sein wolle — sie werden ganz gewiß Anstoß nehmen an solcher „Einwirkung auf die Sinne.“ Namentlich aber ist das Zeichen des Kreuzes störend durch die Ideenassociation, welche es wachruft: Abtödtung, Opfer, Reue, Buße im Diesseits — Wiedervergeltung im Jenseits! Da es sich indeß einmal hier von der christlichen Schule handelt, so wird man auf jene Nasenrümper keine Rücksicht zu nehmen, es denselben vielmehr lediglich anheim zu geben haben, ihrerseits humanistische Schulen ganz nach Lust und Gefallen aufzurichten und das Kreuz, überhaupt jeden Fingerzeig nach Oben daraus zu verbannen, wie solches z. B. in der großen Franke'schen Anstalt zu Halle der Fall ist, wo die Waisenfinder wohl auch zu Philosophen herangebildet, oder doch, zur Wahrung ihrer „geistigen Freiheit“, für das Christenthum nicht prädisponirt werden sollen? Vielleicht werden indeß die Männer der Aufklärung

etwas nachsichtiger gestimmt, wenn sie vernehmen, daß in Frankreich selbst alle Gerichtssäle durch ein Bild des gekreuzigten Erlösers die von ihm gestiftete Religion proclamiren, ja daß sogar, wie in der alten steiskatholischen Zeit, von den Gerichtshöfen das Justizjahr wieder stets mit einer feierlichen Heiliggeistmesse begonnen wird. In der That gehört die Freigeisterei nicht einmal mehr zum guten Gesellschaftstone; die Garderobe der Encyclopädisten ist nachgerade der Trödelbude verfallen.

Die Rücksichten der Zweckmäßigkeit und der Dauerhaftigkeit, welche unter allen Umständen die architektonische Schönheit mit bedingen helfen, fallen bei einem Schulbaue doppelt ins Gewicht; der moderne Kartenhäusstyl ist nirgendwo übler angebracht, als hier. Jede Einzelheit sollte sorgfältig erwogen, nichts für unerheblich erachtet werden. Einige kurze Rathschläge mögen als Wegweiser dienen oder doch zum Nachdenken über die einschlagenden Punkte den Anstoß geben.

Das Schulhaus sei einstöckig und erhalte ein steiles, durch vortretende Giebel gebrochenes Dach. Es hat vielfache Inconvenienzen im Gefolge, wenn zwei oder mehrere Schulsäle übereinander angebracht sind. Zwei Eingangsthüren führen in das Schulhaus, die eine für den Lehrer, die andere für die Schüler; das Licht falle in die Säle von der Linken zur Rechten, nie gegen die Augen der Schüler; die Fensterbänke bringe man so hoch vom Boden an, daß man aus der Schule nicht auf die Straße sehen kann; die unteren Hälften der Fenster sind nicht zum Oeffnen einzurichten. Die Säle sollten mindestens 15 Fuß hoch sein und die Balken der Plafonds vorstehen; sogen. Isolirwände und Ventilationszüge von oben nach unten empfehlen sich gegen Feuchtigkeit und Ausdünstung der Wände; die Heizung erfolgt, wegen der Gleichmäßigkeit der Wärme, am zweckmäßigsten durch Rachelöfen, von kleinen Platten zusammengesetzt, und zwar von außen; die Luftheizung wirkt zu austrocknend. Zur Bedielung verwende man Eichenholz; dasselbe ist am dauerhaftesten und am leichtesten rein zu halten. Aus demselben Holze sind auch die Möbel anzufertigen, bei welchen vor Allem auf Solidität gesehen werden muß. Die Schulbänke und Pulte, welche an den Fußboden zu befestigen sind, müssen durch Verzapfung, ohne alle Anwendung von Nägeln, zusammengefügt werden. Auch auf die Dauerhaftigkeit alles Eisenwerkes ist ein besonderes Augenmerk zu richten: je einfacher und derber, desto besser. Es brauchen die Schulsäle nicht verschlossen zu werden: feststehende Klinken und Riegel genügen vollkommen; die Thüren sollen breiter als in den Wohnhäusern sein; die Schornsteine, von nicht mehr als 8 Zoll Durchmesser, sind von allem Holzwerke ferne zu halten u. s. w. u. s. w.

Wo die Mittel es gestatten, baue man reicher, kunstvoller, aber nie

geschehe es auf Kosten der Solidität. So überdecke man beispielsweise die Schulsäle mit flachen, auf einer durch die Mitte gehenden Säulenreihe ruhenden Gewölben, statt mit einem Holzplafond, oder man errichte im Zusammenhang mit dem Schulhause einen schuppenartigen Bau von der einfachsten Holzconstruction, welcher den Kindern beim Spielen und Turnen Obdach gewährt, zugleich aber zum Aufhängen von Tabellen, Bildern, Landkarten, Conduitentafeln und endlich auch zu größeren Versammlungen z. B. bei Schulprüfungen und Festlichkeiten benutzt werden könnte.

Die Wohnung des Lehrers, bei welcher ganz andere bauliche Rücksichten obwalten, als bei dem Schulhause, wird am besten selbstständig, jedoch stets im Anschluß an letzteres hinzustellen sein. Je zwangloser und natürlicher die Anordnung solcher Complexe ist, desto schöner gruppiren sie sich; man hüte sich daher ja vor den Balancierkünsten unserer Symmetriker, deren Aesthetik sich in dem einen Satze resumirt, daß Alles schön ist, was auf der einen Seite grade so aussieht, wie auf der andern.

In der Mitte zwischen Kirche und Schulhaus steht das Missionshaus, wie es denn auch die Stelle beider zu vertreten hat, wo die Mittel fehlen, um gleich für Gottesdienst und Unterricht Alles so herzurichten, wie es sich gehört, ein Fall, der besonders häufig in solchen Gegenden eintritt, in welchen eine andere Confession entschieden vorherrscht. Man wird alsdann meist am besten thun, nicht mit der Kirche zu beginnen, sondern mit einem Schulhause in größerem Maßstabe, welches zugleich einen provisorischen Raum zur Abhaltung des Gottesdienstes in sich befaßt. Ein solcher Bau behält stets seinen Werth und Nutzen, während eine mit unzureichenden Mitteln errichtete Kirche im Verfolge nur ein Verdruß und eine Last für die Gemeinde wird und eine bessere nicht aufkommen läßt. Wo immer möglich, ist das Missionshaus so zu disponiren, daß es später mit der Kirche in Verbindung gesetzt und die provisorische Capelle anderweit verwendet werden kann. Dasselbe wird noch entschiedener als das Schul- oder Pfarrhaus sich dem kirchlichen Style zuwenden und sich auch äußerlich in seiner Doppelnatur anzukündigen haben. Sehr geeignet zu diesem Zwecke erscheint ein sogen. Dachreiter, worin die Glocke aufgehängt wird, welche zum Gebete zusammenruft. Auch hier darf natürlich ein Heiligenbild, ein christliches Emblem oder ein frommer Spruch auf der Außenseite nicht fehlen, eine Mahnung zugleich für die Gläubigen, daß sie niemals Anstand nehmen sollen, offen Bekenntniß abzulegen. Der feine Sinn für Kunst bedarf keines großen Aufwandes, um sich geltend zu machen; im Gegentheile tritt derselbe grade da am glänzendsten hervor, wo er mit Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen hat; die kleinsten

Züge, ja sogar gewisse Schnitzer, bekunden am sichersten die Meisterhand: könnten wir nur einmal pfsuchen, wie die Alten es gekonnt haben!

Der Kirchhof.

Eines Tages befand ich mich zufällig bei einem Bildhauer, als ein der höheren Schichte der Gesellschaft angehörender Herr hereintrat und für einen verstorbenen Freund ein Grabmal mit dem Bemerken bestellte, es dürfe aber kein Kreuz und auch nichts Gothisches werden. Man einigte sich denn auch bald über etwas Egyptisches. Verwunderlich erschien mir dabei nur, daß jener todte Freund nicht einbalsamirt als Mumie mit Skarabeen und Amuleten in irgend einer Catakombe beigesetzt, sondern ganz wie ein gewöhnlicher Christenmensch vom Ortspfarrer mit den kirchlichen Gebeten in die Erde eingesenkt worden war.

Zweifelsohne würden die „Herren vom Casino“, die gesammte liberale Partei des Ortes, den Besteller des egyptischen Epitaphiums an der Spitze, einen förmlichen Sturm gegen die „wieder hereinschneidende mittelalterliche Finsterniß und Unduldsamkeit“ organisiert haben, wenn der Pfarrer sich allenfalls hätte veranlaßt gesehen, die Leiche zur Bestattung an die Priester der Isis und des Osiris zu verweisen. Die „Bildung“ ist eben noch nicht allseitig zum Durchbruch gekommen. Hat man auch das Christenthum glücklich „überwunden“, so meint man doch des christlichen Begräbnisses sich noch nicht entschlagen zu können; man entblödet sich sogar nicht, zu diesem Zwecke das Eigenthumsrecht mit Füßen zu treten, so wie Gebete und Ceremonien für den Todten zu erzwingen, über welche derselbe im Leben gespottet hatte! — Eine aufgeklärte Staatsgewalt arbeitet indeß im Bunde mit der „freien Wissenschaft“ unablässig daran, die ganze Materie zu einer obsoleten zu machen. Mit der Entfernung der Kirchhöfe aus der Nähe der Kirchen hat der Humanismus, der doch über alle Cloaken, besonders auf dem Gebiete der Moral, seine Toleranz erstreckte, im vorigen Jahrhundert den Anfang gemacht. Da nunmehr die Chemie uns für die Beerdigungen in eigens dazu bestimmten Räumen den Abgang des aus der Pflanzenwelt in den Menschen übergegangenen, für den Ackerbau so nöthigen Ammoniak in Aussicht stellt, so wird die Polizei wohl bald einen Schritt weiter zu gehen sich bemüßigt sehen, bis endlich der freie